

Benjamin Schaschek · Hannes Koch

Sailing Conductors

Zwei Leichtmatrosen auf der weltweiten
Suche nach Musik



MIT
6 SONGS
AUF CD



DELIUS KLASING

Benjamin Schaschek · Hannes Koch

Sailing Conductors

Zwei Leichtmatrosen auf der weltweiten
Suche nach Musik

Delius Klasing Verlag

Inhalt

Ouvertüre	7
INTERMEZZO 1.....	12
1 – PRÉLUDE – Der Plan	17
2 – ALL THAT I’M LEAVING HERE – Vorbereitung	28
3 – MARIANNE, WIR KOMMEN! – Es geht wirklich los	34
4 – MIT BESTZEIT NACH PAPUA NEUGUINEA – Der erste Törn.....	56
INTERMEZZO 2	75
5 – BEING SLOW – Australien bis Thailand	87
INTERMEZZO 3	118
6 – KALIGHATA – Indien und Sri Lanka	119
7 – 101 ROTI IN 14 TAGEN – Sri Lanka	127
INTERMEZZO 4	139
8 – SCHREIT DEN NAMEN MEINER MUTTER Madagaskar bis Südafrika	145
INTERMEZZO 5	161

9 – SLOW BOAT TO AFRICA – Südafrika und die Musik	167
10 – ÜBER DEN GROSSEN TEICH – EIN 3600-MEILEN- MARATHON – Südafrika bis Brasilien.....	175
INTERMEZZO 6	214
11 – TRAVELLING MAN – Brasilien.....	216
12 – KEEP ON RUNNING, THERE IS NO PLACE LIKE HOME – Rio de Janeiro bis Salvador de Bahia.....	233
INTERMEZZO 7	250
INTERMEZZO 8	254
13 – ISLAND TIME – Trinidad und Tobago	256
14 – LAND IN SICHT! – Kolumbien bis Jamaika.....	276
15 – FOTO SHOOTING UND BOB MARLEY – Jamaika	300
16 – GEWALTIGE PLANÄNDERUNG – Kuba, Bahamas....	311
17 – SCHLUSSKADENZ.....	332
Danksagung	339
Glossar	341
Anhang	343

1

Prélude

DER PLAN

Ben

Bis vor Kurzem haben wir auch dieses Leben geführt. Wohnten in trockenen Wohnungen mit perfekt geraden Wänden, riesigen Betten und richtigen Toiletten. Verfluchten lange U-Bahnfahrten und Wartezeiten. Lernten fleißig und ärgerten uns über schlechte Prüfungsergebnisse. Einst gingen wir zur SAE. Das SAE Institute (früher mal School of Audio Engineering) ist ein Ausbildungsinstitut für multimediale Studiengänge. Dort begann ich im Mai 2008 meine Ausbildung zum Toningenieur. Und lernte nach drei Tagen diesen Hannes kennen, der im gleichen Kurs war. Da dieser Hannes nun gar nicht mal so übel schien, machten wir gemeinsame Sache. Bildeten ein unschlagbares Team beim Tischkicker, spielten uns die Tischtennisbälle beim Rundlauf mit den anderen Kommilitonen so zu, dass der andere leicht schmettern konnte (ohne dass es natürlich zu auffällig gewesen wäre), trainierten fleißig unsere Daumen beim Playstation Fußball FIFA 2006 und leerten – wenn gerade keiner hinschaute – regelmäßig die Snackmaschine, die mithilfe der richtigen Schütteltechnik massig Bountys, Snickers, M&M's und all das ausspuckte, was das süße Herz begehrt. Jeden Tag. Das schmackhafteste Ziel nannte sich Twix Chunky White¹. Natürlich haben wir immer Schmiere gestanden und uns immer gefragt, ob irgendwann mal eine Überwachungskamera aufgestellt werden würde. Hier ein Auszug unserer täglich aktualisierten Rüttelliste:

¹ Falls irgendwer von der SAE das hier zu lesen bekommt – wir waren es nicht. Ehrlich! (Anm. d. Captain)

26 Twix Chunky White, 22 Snickers, 22 Twix, 17 KitKat, 16 Mentos, 16 Mars, 14 Bounty, 13 M&M's, 13 Kinder Bueno, 12 Milky Way, 11 Bifi Rolls, 8 Tüten Chio Chips, 5 Schinken-Käse-Sandwich

Ergo, die Uni war stressig. Bis ich mich dann entschloss, für die finale Zeit und den Abschluss des Bachelor-Studiengangs nach Sydney zu gehen (vielleicht wurde mir auch nur die Snack-Rüttelaktion zu heikel). Ich wollte schon seit Langem mal für eine gewisse Zeit ins Ausland, um mich in einer weiteren Fremdsprache zu versuchen: Und weil unsere Uni eine Partnerschaft mit einer Uni in Sydney pflegt, bot sich eben Australien an. Außerdem gibt es da die richtig guten Wellen zum Surfen, denn ich war zu der Zeit vernarrt ins Wellenreiten, und wenn schon Ausland, dann auch dahin, wo es tolle Wellen und Möglichkeiten zum Surfen gibt.

Geplant war also ein anderthalb Jahre langer Australienaufenthalt mit zwölfmonatigem Studium. Der Rest sollte dem Rumreisen und einem ausgiebigen Surferdasein dienen. Das Hin- und Rückflugticket wurde in weiser Voraussicht für 18 Monate ausgestellt. Im August 2009 betrete ich dann endlich den großen Airbus A380 und es geht ans andere Ende der Welt.

Die Eingewöhnungszeit in Australien ist großartig. So großartig, dass ich prompt die Anmeldefrist für das weitere Studium versäume – ich hatte mich nämlich noch nicht so richtig angemeldet. Na gut, dann halt erst in drei Monaten. Nach einiger Zeit fällt mir aber siedend heiß ein, dass mit dieser Verzögerung ja auch das Rückflugticket nach Deutschland verfallen wird. Also noch mal 700 Euro extra für einen neuen Flug bezahlen? Das hat mir gerade noch gefehlt, nachdem Sydney auch nicht unbedingt der günstigste Aufenthaltsort ist. Genervt von diesem Rückschlag schnappe ich mir mein Surfbrett, um den

Frust an den Wellen auszulassen. Kurz darauf liege ich mit Max, meinem amerikanischen Mitbewohner, auf den Handtüchern am Strand und schaue neidisch den anderen Surfern bei ihren akrobatischen Kunststücken zu. Und dann taucht plötzlich ein weißes Segelboot mit strahlend weißen Segeln am Horizont auf. Erst ist es noch ganz weit weg. Nur ein kleiner Punkt, kaum erkennbar, kommt dann aber Stückchen für Stückchen näher, um sich dann direkt hinter den vielen Menschen im Wasser von seiner vollen Breite und Schönheit zu präsentieren. Ich beobachte das von der Sonne angestrahlte und im Wasser glitzernde Schiff eine Weile und bemerke, wie es die Augen der anderen Strandgänger auf sich zieht, um dann elegant hinter dem nächsten Felsvorsprung zu verschwinden. Wow. Ich bin begeistert. Im gleichen Moment kommt mir ein Geistesblitz: Warum überhaupt ein blödes neues Flugticket kaufen? Warum nicht einfach nach Deutschland zurücksegeln? Dann muss ich wenigstens keine 700 Euro für Kerosin zahlen, denn der Wind kostet ja schließlich nichts. Ha! Das Geld kann ich mir sparen. Und während der Reise kann ich mit allerhand einheimischen Musikern zusammen musizieren und die Musik aufnehmen. Wir sind ja schließlich Toningenieur. Das klingt nach einer prima Idee. Ich bin aufgeregt und erzähle sofort Max davon.

»Hey, Mann, was meinst du? Wie teuer wird so ein Segelboot sein? So ein kleines halt ...«

»Hmm, wahrscheinlich so eine Millionen? Auf jeden Fall viel zu teuer.«

Max und ich hatten schon vorher mal vom Kauf eines kleinen Hobie-Katamarans geträumt, mit dem wir dann zu den besten Surfspots segeln wollten. Das Geld hatte bisher aber auch dafür längst nicht gereicht. Ich will es unbedingt wissen, denn der Gedanke geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich renne nach Hause, um mal bei eBay vorbeizuschauen, meinem Einkaufsportale für alles. Ich bin überrascht. Tatsächlich werden da kleine 23-Fuß-Boote ab 4000 Euro angeboten. Wie lang muss

ein Boot eigentlich sein, wenn man damit um die Welt segeln will? Dreiundzwanzig Fuß hört sich doch schon echt nach was an. Immerhin sieben Meter. Länger als ein Mercedes Sprinter Lieferwagen. Ich bin gerade seit sechs Monaten in Sydney und kurz vor Beginn meines Studiums. Warum nicht jetzt ein kleines Boot kaufen, irgendwo in einer der vielen Buchten Sydneys ankern, um dann da auf einem kleinen Segelboot für das kommende Jahr zu wohnen? Mit meinem Motorrad könnte ich dann jeden Morgen zur Uni fahren. Übrigens ein echtes Schnäppchen (ebenfalls von eBay), und günstiger als öffentliche Verkehrsmittel in Sydney ist mein kleiner Flitzer allemal – wenn er denn anspringt Leider ist Sydney auch noch eine einzige Hügelandschaft. Das bedeutet bei jedem Anfahren am Berg mit den Füßen nachhelfen und anschieben, denn stark ist der Motor nicht gerade. Mit schön viel Rauch aus dem Auspuff. Meine Höllenmaschine: eine knallrote Suzuki 250 x7 von 1979. Immerhin wurde ich von echten Kennern oft angesprochen. Doch bin ich wohl nie ein geeigneter Gesprächspartner. Ich kenne mich nämlich überhaupt nicht aus mit Motorrädern.

»Was für 'ne Maschine?«

»Von 1979!«

»Nee, was für 'ne Maschine? Two-Stroke?«

»Äh, ja genau, der ist das gewesen ...« Oder sein Bruder. Na ja, die Idee vom Ankern ist jedenfalls perfekt. So könnte ich mir auch die 100 Euro pro Woche für das kleine geteilte Zimmer sparen. Das sind 400 Euro im Monat, macht 4800 Euro im Jahr. Na, das rentiert sich doch! Und das Boot könnt ich ja dann wieder verkaufen, oder halt damit nach Hause segeln, wenn es was taugt. Bis dahin hab ich ja genug Zeit, ein bisschen segeln zu üben und die Hochseetauglichkeit zu testen. Und außerdem sind die Muringebühren für Boote in Sydney spottbillig. Nur 200 Tacken im Jahr. Das hört sich doch echt mal nach 'nem Plan an.

Ab sofort verliebe ich mich täglich in ein neues Boot auf eBay, schreibe ununterbrochen dem väterlichen Elternteil in der

Heimat eine Mail und präsentiere die neue Geliebte. Oder rufe bei richtigen Herzensbrechern sofort euphorisch an. Manchmal wohl auch zu nachtschlafenden Zeiten. Ups, da hab ich wohl die Zeitverschiebung nicht mitbedacht. Doch die erhoffte Unterstützung und Mitfreude der Erzeuger über diesen genialen Schachzug bleibt gedämpft.

»Du solltest dich jetzt lieber richtig auf dein Studium konzentrieren, als dich von den ganzen Booten ablenken zu lassen«, versuchen sie mich zu beschwichtigen. Doch ich bleibe weiter dran und beginne mich über alles zu informieren. Das Träumen können sie mir schließlich nicht nehmen, studieren hin oder her. Ich werde es schon irgendwie schaffen nach Hause zu segeln.

In der nächsten Zeit wird bei jedem Skype-Gespräch mit Freunden das neue Thema sofort rausgeblasen, jedoch immer nur unter einem »Jaja, hört sich super an. Dann mach du mal« verbucht. Doch dann ist da noch Hannes. Mein Mitstudent in Berlin, der in der Heimat geblieben ist, um weiterhin und solo Snackmaschinen zu rütteln und seinen Bachelor dort abzuschließen.

»Ach übrigens, wenn mein Studium vorbei ist, kauf ich ein kleines Segelboot und segle damit nach Hause.«

»Na, das hört sich ja spannend an. Wusste gar nicht, dass du segeln kannst.«

»Tja, na ja, nicht so richtig. Also, ich bin schon ab und zu mal auf kleinen Jollen mitgesegelt. Holland und so. Aber der Wind ist ja schließlich der gleiche. Das wird schon nicht so schwer sein!«

Kurz, ganz kurz stockt das Gespräch. Dann kommt das, was ich als »echten Hannes« bezeichnen möchte: »Nach Hause segeln und dabei in allen Ländern Musiker aufnehmen. Das klingt doch genial. Ich bin dabei!« Na also. Geht doch. Keine skeptische Rumfragerei. Kein »dann mach du mal«, nein. Ein »Japp, das machen wir. Wann geht es los?«, ist das Erste, was er sagt.

Reisen war schon immer eines meiner Lieblingshobbys. Egal, mit was für einem Fortbewegungsmittel. Auto, Motorrad, Flugzeug, Fahrrad, oder zu Fuß. Hauptsache, ich weiß nicht, wo ich am Abend landen werde. Schon mit vierzehn fuhren meine Freunde und ich alleine mit dem Fahrrad, vollbepackt mit reichlich Fahrradtaschen, durch ganz Holland. Leider fiel uns am ersten Abend auf, dass wir das Zelt vergessen hatten.

Mit sechzehn reiste ich dann zusammen mit denselben zwei Freunden und dem Zug vier Wochen lang durch Italien und Griechenland. Der Preis für das Interrailticket lag gerade so im Budget, und mehr als einmal liefen wir mit viel zu schweren Rucksäcken stundenlang quer durch die Stadt, um den günstigsten Campingplatz zu erwischen. Meine insgeheime Leibspeise ist seitdem Mirácoli-Spaghetti mit Tomatensoße. Selbst nach der vierwöchigen Pastakur konnten wir nicht genug davon bekommen. Jeden Abend, nachdem das Zelt aufgebaut war, sehnten wir uns nach den gelben Hartweizen und der köstlichen roten Soße. Der geriebene Parmesankäse (wovon es nie genug gibt) war immer die Krönung eines anstrengenden, doch perfekten Tages.

Bei all diesen Touren, an all diesen Orten war immer meine Gitarre mit dabei. Die alte Klassikgitarre meines Großvaters. Nicht gerade bundrein, nicht gerade schick, auch so manche Macke hat sie mittlerweile schon, aber trotzdem kommt mir keine andere Klampfe ins Haus. Oder ins Auto. Oder aufs Fahrrad. Oder aufs Boot. Nach dem Abi wollte ich dann mit einem Motorrad durch Afrika fahren. Ich hatte nur eine Vorstellung im Kopf: Zusammen mit afrikanischen Musikern irgendwo im afrikanischen Busch zu trommeln. Als ich Yvonne, meiner damaligen Freundin, am Telefon von meinem Traum erzählte, legte sie einfach auf. Das war wohl nicht das, was sie als gemeinsame Zukunftspläne akzeptieren konnte.

Von seiner zukunftssträchtigen Zusage an haben Hannes und ich jetzt regelmäßig Verabredungen auf Skype. Der Termin

für unsere Abreise steht auch schon fest. Im März 2011 soll es losgehen, kurz nach dem Ende seiner und meiner Studienzzeit – noch etwas über ein Jahr also, um weiter an unserer Jux-Idee zu feilen. Jetzt brauchen wir nur noch einen passenden Namen. Selbstverständlich muss schon irgendwas mit Segeln drin sein. Und Musik natürlich. Und dann noch »international« versteht sich. »International Sailing Music Adventure«? Ne, das muss knackiger werden. Nachdem mir Hannes ein paar Wochen später einen seiner neuen Lieblingssongs von *We Were Promised Jetpacks* vorspielt, macht es bei uns plötzlich Klick. Da singt der Sänger doch tatsächlich »I'm a conductor, a simple conductor« und kurz klingt das »simple« in meinen Ohren wie »sailing«. Sailing Conductors. Das ist es doch, was wir eigentlich sind – segelnde Dirigenten. Wir ziehen von Ort zu Ort, um Musikanten miteinander spielen zu lassen, ohne dass sie sich je zuvor schon mal begegnet sind. Unser Ziel ist es, einen Song aus einem Land ins nächste zu tragen, ihn dem neuen Musiker vorzuspielen, und dazu soll er dann etwas auf seinem Instrument zum Besten geben. Dem Song so etwas von seiner persönlichen Note beimischen. Na, das passt – wir sind ab jetzt die »Sailing Conductors«. Klingt doch nicht so schlecht, finde ich.

HANNES

Während unseres Tontechnikstudiums an der SAE wachsen Ben und ich innerhalb des einen Jahres zu einem unzertrennlichen Team zusammen. In dem Haufen von Mitstudenten gibt es nämlich nur einen einzigen vernünftigen Typen. Ich verstehe mich eigentlich mit jedem und habe keine Probleme, neue Kontakte zu knüpfen, aber ziemlich schnell ist klar, dass in diesem Fall doch eine Person ausreichen würde. Und so sind wir beide in den Studios morgens um acht oft die ersten und abends um zehn die letzten Seelen. Da ist die Vierzigstundenwoche schon Mittwochabend erreicht, doch die SAE hat zum Glück ja

auch Samstag geöffnet! Sonntags gehen wir dann öfter zusammen auf den Markt zum Frühstück. Außerdem teilen wir die Leidenschaft für Döner und Bier. Meine damalige Freundin verschwindet zunehmend aus meinem Blickfeld, und am Ende des ersten Studienjahres komplett aus meinem Alltag. Ben schlägt es für das zweite Jahr nach Australien, doch ich bleibe in Berlin. Reisen, fremde Länder und so waren irgendwie noch nie mein Ding. Urlaub mit meinen Eltern habe ich immer gehasst.

Am liebsten wäre ich ja damals immer zu Hause geblieben. Doch das durfte ich natürlich nicht, genauso wenig, wie den ganzen Tag am Pool zu bleiben. Meine Mutter musste in möglichst kurzer Zeit möglichst viel von Land und Leuten kennenlernen. Familie Koch saß also den ganzen Tag im Mietwagen und fuhr die wichtigsten Sehenswürdigkeiten ab. Mein Papa am Steuer, meine Mama neben ihm, auf ihrem Schoß die ausgebreitete Karte mit den vielen Zielen, und meine Schwester links neben mir. So hetzten wir von Kirche zu Kirche.

Meine treuen Begleiter waren (je nach Stand der Technik) der Walkman, Discman oder mp3-Player und die großen Kopfhörer, welche die Umgebungsgeräusche so schön dumpf machten und mir die Musik gaben, die mich in eine andere Welt entfliehen ließ: Weg von diesem Urlaub.

So habe ich schon früh die Lust am Reisen verloren und stürze mich in das Nachtleben von Berlin, lege ab und zu als DJ auf, steige als Bassist in die Band Polly Pop! ein und toure mit einer befreundeten Band als Tontechniker durch die Clubs in Deutschland. Mit all dem versuche ich mich erfolgreich von dem zweiten Teil des Studiums abzulenken – und von der Frage, wie mein Leben danach aussehen soll.

Eines Abends klingelt mein Skype-Telefon, und Ben ist am anderen Ende der Leitung. Er erzählt mir von seiner Eingung am Strand und ob ich nicht mitmachen wolle. »Na klar!« Ich habe das seltsame Gefühl, dass dies meine letzte Chance ist, doch noch hier rauszukommen und auf willkommene Art

und Weise den Ernst des Lebens ein wenig hinauszuzögern. Am besten gefällt mir aber als eher zielstrebigem Mensch – zwei Wochen nach dem Abitur habe ich meinen Zivildienst angefangen, direkt im Anschluss dann das Studium an der SAE –, dass wir eben nicht nur reisen wollen, sondern dass dabei ein Album entstehen soll. Man bekommt als Tontechniker oder angehende Musikproduzent nicht einfach so einen Job. Man muss entweder die richtigen Leute kennen, oder irgendetwas Krasses gemacht haben. Wenn wir das tatsächlich schaffen, davon bin ich felsenfest überzeugt, dann werden uns Türen offen stehen, an die wir derzeit nicht mal zu denken wagen.

Ich bin mir allerdings gar nicht SO sicher, ob wir später tatsächlich losfahren. Meinen Eltern erzähle ich jedenfalls erst mal, dass ich nach meinem Studium gern Ben in Australien besuchen würde, und bekomme zum darauffolgenden Geburtstag ein Hin- und Rückflugticket nach Sydney geschenkt. Das mit dem Segeln halte ich weiterhin geheim, erzähle erst einen Monat vor der geplanten Abreise von dieser »Idee« und ernte – wie erwartet – Kopfschütteln. Ich sei doch verrückt.

Doch das bin ich gar nicht! Ich habe nur irgendwie in mir dieses Urvertrauen, dass das gut wird. Mir geht es nicht ums Reisen, es geht darum, irgendwann mal einen Job zu haben. Meine Eltern finden es zwar nicht gut, was wir da vorhaben, doch sie wissen, dass sie mich nicht davon abhalten können, und unterstützen uns stattdessen noch mit 500 Euro im Monat.

Damals kann ich noch gar nicht begreifen, wie dankbar ich meinen Eltern später sein werde. In meiner Naivität glaube ich daran, dass wir ganz viele Sponsoren finden, die uns unser Vorhaben finanzieren.

Bei Ben ist es bezüglich der Erwartungen umgekehrt. Er hat absolut keine Zweifel, dass wir losfahren. Nur an einen »Erfolg« im weiteren Sinne, will er nicht recht glauben, er hat einfach nur den Drang, reisen zu gehen. Seine Eltern halten es jeden-

falls wie meine und erklären uns für verrückt. Von seinem Opa erhält er 15 000 Euro, die beinahe komplett für den Kauf der MARIANNE draufgehen.

In den verbleibenden sechs Monaten meines Studiums verknüpfe ich jede Aufgabe, wenn möglich, mit den »Sailing Conductors«. Ich erstelle einen Businessplan für ein Musiklabel, und auch meine Bachelorarbeit befasst sich mit dem Thema. Ja, welchem Thema eigentlich? Segeln, Reisen, Musikaufnahmen? Vor lauter Träumereien kriege ich einfach diesen riesigen Komplex nicht auf das Wesentliche reduziert. Die Überschrift lautet jedenfalls »Expedition Music Concept« und wird folgendermaßen definiert:

Das »Expedition Music Concept«, zu Deutsch in etwa »Musikkonzept auf einer Entdeckungsreise«, ist der Kern der Untersuchung. Während einer zweijährigen Reise in einem Segelboot von Australien nach Deutschland sollen auf vier Kontinenten in etwa 30 Ländern hunderte Musiker aufgenommen werden. Über die Zeit entstehen so Lieder von mehreren Künstlern, die sich persönlich nie begegnet sind. Denn jede Aufnahme findet zeitlich und räumlich getrennt von der anderen statt. Von Benjamin Schaschek und Hannes Koch in der Planungsphase des Projekts entwickelt, versteht es sich als Enkel der Konzeptkunst der späten 60er-Jahre. Wie bei der Objektkunst von dem französischen Künstler Marcel Duchamp steht nicht das Werk im Vordergrund, sondern die Gedanken um dessen Bedeutung. Ziel ist es, die Menschheit über politische, gesellschaftliche und kulturelle Grenzen hinweg zu vereinen. Indem mithilfe von mobiler Aufnahmetechnik Künstler aus unterschiedlichen Ländern nacheinander einzeln aufgenommen werden und erst in der Nachbearbeitung ihre Darbietungen zusammen erklingen, soll gezeigt werden, dass die Sprache der Musik weltweit verständlich ist. [...] Ohne sich je begegnet zu sein, sollen also mehrere Musiker räumlich und zeitlich voneinander getrennt

zusammen einen Song komponieren. Dabei beginnt ein Musiker mit einer Melodie, einer Akkordfolge, einem Rhythmus oder einem eigenen Song. Dieser wird mithilfe von analoger und digitaler Aufnahmetechnik in einem Sequencer aufgezeichnet. Der nächste Musiker hört an einem anderen Ort diese Einspielung über einen Kopfhörer. Ihm ist dann freigestellt, was er mit seinem Instrument der Aufnahme hinzufügen möchte und (er) wird ebenso auf einer neuen Spur aufgezeichnet. Nach und nach entwickelt sich so ein vollständiger Song, dessen einzelne Teile unabhängig voneinander bearbeitet werden können. So ist es in der Nachbearbeitung unter anderem möglich, einzelne Spuren zu verwerfen oder sogar das Arrangement zu verändern. Besonders interessant sind dabei die Vermischung verschiedenster Musikstile und Instrumente sowie die Frage nach dem eigentlichen Urheber des Werkes. Ob aber überhaupt »sendefähige« (salopp formuliert »hörbare«) Musik aus diesem Kompositionskonzept entstehen kann, ist Ziel dieser Untersuchung.